

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 19

Artikel: Jonas Truttmann. Zwanzigstes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671250>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVI. Jahrgang

Zürich, 1. Juli 1933

Heft 19

Morgenlied.

Kein Stimmlein noch schallt von allen
In frühester Morgenstund',
Wie still ist's noch in den Hallen
Durch den weiten Waldesgrund.
Ich stehe hoch überm Tale
Stille vor großer Lust,
Und schau' nach dem ersten Strahle,
Kühl schauernd in tiefster Brust.

Wie steht da zu dieser Stunde
So anders das Land herauf,
Nichts hör' ich da in der Runde
Als von fern der Ströme Lauf.
Und ehe sich alle erhoben,
Des Tages Freuden und Weh,
Will ich, Herr Gott, dich loben
Hier einsam in stiller Hüh'.

Nun rauschen schon stärker die Wälder,
Morgenlicht funkelt herauf,
Die Lerche singt über den Feldern,
Schöne Erde, nun wache auf!

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Zwanzigstes Kapitel.

Jonas lief durch seine Wiesen. Die Obstbäume hingen voll Früchte. Neben seinem Pfad stand das Gras bereit zum letzten Schnitt. Über späte, kümmerliche Blumen taumelte ein müder, sterbender Schmetterling. Es dämmerte stark. Jonas wußte nicht, wohin er ging. Er blieb auch plötzlich stehen und schaute vor sich nieder, als ob er im Grase etwas verloren hätte. Was war denn eigentlich geschehen? fragte er sich. Nichts, als daß er jetzt Gewißheit hatte, daß er jetzt nicht mehr zu grübeln und zu zweifeln brauchte. Er schaute sich um. Über die Wiesen kroch es wie ein Dunst, ein grauer, sich ver-

dichtender Nebel. Es war noch nicht kalt, aber feucht von nahendem Regen. Es war kein Licht mehr. Ode schlich über das Land. Fern hörte man einen klagenden Ton wie Weinen eines geschlagenen Kindes. Das war aber nur der Wind. Jetzt haben sie dich fortgejagt, dachte Jonas. Woraus er aber fortgejagt zu sein meinte, wußte er nicht. Tags deines Lebens, dachte er weiter, hat sich niemand um dich gekümmert. Oder wenn es einer tat, wie etwa, wenn du unter die Leute kamst, haben sie dich ausgelacht oder über dich die Achseln gezuckt. Und dann hast du dir einen einsamen Garten angelegt und eine Blume darin gepflanzt, eine

— Blume. Jetzt mußte er auch, woraus sie ihn verjagt hatten. Er stand da und starrte in die Halme hinab. Seine Finger krümmten sich wie bei einem Gichtigen. Sie krümmten sich so, daß ihm die Nägel ins Fleisch drangen. Und jede Sehne in seinem Körper schien wie eine Saite zu schwingen. Es schmerzte ihn, es war ein Zerren in all seinen Gliedern. Aber die Sehnen strafften sich, spannten sich an wie die Sehne einer Armbrust. Wartet nur, dachte Jonas, wartet nur! Und er dachte, daß er Macht habe und erwog, wie er sie brauchen konnte. So und so, dachte er, wirst du handeln. Gut, gut, Jonas. So wird alles gehen.

Er kehrte um, ohne zu wissen, warum er hergekommen. Auf dem Rückweg kam er an dem Rosenstock vorüber, von dem Franziska gesprochen und der ihm sonst solche Freude machte. Er sah ihn an, als ob er ihn nicht kenne. Was kümmerte ihn dies Pflanzwerk! Seine Freude war erfroren.

Es war dunkel, als er ins Haus trat. In der Wohnstube brannte die Lampe. Inocenta und Franziska saßen dort und nähten. Am Ofen auf der Bank hockten die Knechte und spielten Karten. Geni war nicht da.

Jonas ging an allen vorbei, ohne ein Wort zu sagen. Er begab sich in die Schlaffkammer und kam nicht zurück.

Inocenta schaute alle Augenblicke von ihrer Arbeit auf und nach seiner Tür hin. Als diese sich nicht mehr öffnen wollte, meinte sie Franziska fragen zu sollen, was sie dazu sage. Aber diese hielt den großen Kopf über ihr Nähzeug gebückt und schien ihren suchenden und fragenden Blick nicht zu bemerken. Inocenta vermochte nicht weiter zu sticheln. Ein paarmal machte sie Anstalten, sich zu erheben. Endlich litt es sie nicht länger. Sie ging hinüber und öffnete die Tür ein wenig.

„Kommst du nicht auch noch zu uns heraus?“ fragte sie durch die Spalte.

Jonas saß und schrieb. Er wandte sich nicht um. „Nein,“ antwortete er kurz.

Erschrocken schlich sie an ihren Platz zurück.

Franziska hatte aber ihre Unruhe gespürt. Sie begann ein Gespräch, als sie nun wieder bei ihr saß. Von einem neuen Kleid, das sie sich machen lassen wollte. Als sie sah, wie Inocentas Augen von heimlichen Tränen glänzten, legte sie flüchtig die Hand auf die ihre, wie um zu sagen: Sei ruhig. Aber sie spürte wohl, daß sie damit nichts erreichte, und nach einer Weile

drehte sie sich nach den Knechten um und sagte: „Es ist Zeit, Feierabend zu machen. Wir müssen wieder früh heraus morgen.“

„Einverstanden,“ antwortete ihr der kleine Kaspar, die letzte Karte auf die Bank schlagend. „Es liegt jetzt da sowieso einer unterm Tisch.“ Dabei lachte er den besiegten Jungknecht vergnügt an.

Kurz nachher wünschten beide gute Nacht und entfernten sich.

Franziska legte ihr Nähzeug zusammen. „Geh hinein“, flüsterte sie, „und sei vorsichtig mit ihm. Er ist gefährlich wie dünnes Glas.“

Inocenta erhob sich seufzend.

Wie bleich sie aussieht, dachte die Franzi. Und wie fraulich! Und dann nahm sie einen Verdacht mit sich aus der Stube, dessen Erwähnung ihr einen Augenblick als ein Glück erscheinen wollte.

Inocenta wartete, bis die Magd gegangen war. Dann trat sie bei Jonas ein.

Er saß noch immer, wo er gegessen hatte. Aber Inocenta sah, daß er nicht mehr gearbeitet, sondern vor sich hin gestarrt hatte. In der Stube war eine merkwürdige Unordnung, Stühle verstellt, die zwei Bettvorlagen verrückt. Inocenta wunderte sich, daß sie das nicht gehört hatte.

Jetzt drehte er sich um: „Ist niemand mehr draußen?“ fragte er mit einer mühsamen, tonlosen Stimme.

„Nein,“ gab Inocenta zurück.

Er trat an sein Bett, packte und rückte es.

Inocenta sah, daß er darum vorher Platz geschafft hatte.

Die Bettfüße kreischten und der Boden schrie. Jetzt stand das Bett an der Wand, ein breiter Spalt war nun zwischen ihm und dem ihren.

„Jonas,“ sagte Inocenta. Ihre Lippen zitterten.

Er antwortete nicht.

Sie griff nach einer Stuhllehne. Es wurde ihr schwarz vor den Augen. „Was ist denn geschehen, daß du zürnst?“ fragte sie.

„Nichts!“ antwortete er, „gar nichts.“ Die Worte waren wie geschliffene Messer.

Da befiel sie eine furchtbare, unbestimmte Angst und drängte ihr ein Geständnis auf die Lippen: „Wir — Jonas — ich habe es dir noch nicht gesagt — wir werden ein Kind —“

Er schaute sie an. Sein Haar war verwirrt. Sein Blick flackerte. Sein Mund zuckte im Suchen nach Worten hin und her: „Wir? —“

Das glaubst du wohl selber nicht: Wir?" stieß er heraus.

„Jonas," bat sie wieder. Dann brach sie in hilfloses Weinen aus.

Er kummerte sich nicht darum. Er legte sich nieder. Wohl schlief er lange nicht ein und hörte, wie Inocentas Weinen stiller wurde, wie sie zuletzt kleinlaut in ihr Bett kroch. Dann aber zwang er sich zum Schlaf. Es war ein Wille in ihm, als habe sich alle Gebrechlichkeit des Körpers in ihm einen Gegenwert geschaffen.

Am Morgen sprachen sie nicht miteinander, als sie aufstanden. Inocenta wartete wohl auf seine Anrede. Aber er würdigte sie nicht einmal eines Blickes. Eine bestimmte Absicht schien ihn zu beschäftigen.

Was er beschlossen hatte, das wurde den übrigen bald klar. Geni drang bei ihm ein, als er davon erfuhr. Jonas hatte den Knechten erklärt, daß sie sich von jetzt an als bei ihm allein im Dienste stehend zu betrachten hätten. Gleichzeitig war der Betreibungsbeamte im Hause erschienen und hatte Geni gepfändet. Der Pfandgläubiger sei Jonas, hatte er gesagt.

Geni stürmte in die Stube. „Bist du völlig verrückt geworden?" schrie er Jonas an, bereit, ihn zu packen und zu schütteln. Die Wut ließ ihn mit beiden Armen fuchteln.

„Das ist nur der Anfang," erwiderte Jonas. Es kam ihm dürr von ganz schmalen Lippen. „Du hast nicht freiwillig gehen wollen. So wirst du eben müssen."

Geni langte nach einem Stuhl und schwang ihn hoch auf.

Aber auf einmal stand die Franzi hinter ihm und riß ihm die Waffe weg. „Wenn du geistes ist, gehst du," sagte sie.

Drüben in der Schlafkammer hörte Inocenta, was vorging.

Aber Geni lief hinaus wie er gekommen war, wie ein Mensch, der aus einem Großfeuer stürmt.

„Der Unfrieden ist jetzt allen Leuten bekannt," sagte Franziska.

„Sie werden noch anderes zu hören bekommen," antwortete Jonas und fügte hinzu: „Wem es hier nicht wohl ist, der muß sehen, wie er weiter kommt."

Sie schaute ihn an, als ob sie sagen wollte: Du armer, törichte Mensch, was stößest du auch die noch vor den Kopf, die es recht mit dir meinen? Dann verließ sie ihn.

Aber der Wille Jonas Truttmanns häm-

merte das Leben im Seegut, wie er es haben wollte. Geni konnte ohne Geld nicht leben. Jonas verweigerte es ihm. „Geh und wirtschaft selber," sagte er. „Wenn du hier bleiben willst, so verdiene erst deine Schulden bei mir ab."

Tag für Tag war Streit im Hause. Geni schrie wie ein Toller. Es konnte jeder hören, wie er den Bruder beschimpfte. Selbst mit der Art ging er auf ihn los. Es hätte Mord und Totschlag gegeben, wenn Inocenta und die starke Franziska nicht gewesen wären, die dazwischen traten.

Jonas wurde durch alles Unwesen nicht um eine Linie von dem abgerückt, was er beschlossen hatte. Er schien in diesen Tagen an Körper wie an Geist zusammengeschnürt. Selbst im Reden und Essen war er knapp, als ob jedes Wort und jeder Bissen ein Vermögen kosteten. Vor allem schien seine Seele dürr geworden zu sein; denn wenn er früher gegen Menschen und Tiere eine heimliche Güte gezeigt hatte, so war er jetzt völlig verwandelt. Er beaufsichtigte seine Tagelöhner wie ein Polizeidiener. Wer zu früh Feierabend machte oder wen er über allzulangen Arbeitspausen ertappte, der hatte bei der Abrechnung eine üble Stunde mit ihm. Um jeden Rappen mußte der kämpfen. Wenn Jonas auswärts ging in Geschäften und auf die Märkte, war er unter den Menschen wie unter Todfeinden. Er freute sich, wenn er einen geschäftlich benachteiligen, auf dem Markte die Preise drücken, wenn er einem Schuldenbäuerlein, das sein Haupt Vieh gern an den Mann gebracht hätte, den Gefallen verweigern konnte, es ihm abzunehmen. Es saß im Winkel seines Mundes wie ein Schnitt und saß in seinem Herzen als eine seltsame Verhärtung, die wuchs und wuchs: Sie hatten ihn ausgestoßen! Jetzt wollte er ihnen zuleide leben, wo er konnte.

„Habt ihr je einen solchen Wucherer gesehen!" sagten seine weiteren Bekannten von ihm. „Ihr braucht ihn nur anzuschauen, der Geizteufel lodert ihm schon aus den Augen."

„Was ist in den Jonas gefahren?" fragte der kleine Kaspar die Franziska. „Der ist ja wie ein leibhaftiger Satan."

„Frage die, die ihn in die Hölle gesteckt haben," erwiderte die Franziska und stellte dem Jonas die letzte Rose von seinem Lieblingsstamm ins Zimmer, obschon sie wußte, daß er sie zum Fenster hinauswerfen werde.

War Jonas außer dem Hause ein Feind, so wurde er in demselben zum Folterknecht. Er

hielt sich nicht mehr im Baum. In schlaflosen Nächten, in denen er sein Leben besann und sich immer wiederholte, wie wenig Hoffnungen es ihm hatte aufblühen lassen und wie es diese zerrümmert, sammelte sich in ihm eine solche Summe von Haß und Vergeltungsdrang an, daß er wie ein Fuchs die Schliche zum Diebstahl, die Gelegenheiten wahrnahm und suchte, bei denen er irgendeinem weh tun konnte. Der kleine, dicke, harmlose Kaspar selbst, der nichts hatte als seine Arbeitsrosttreue, erfuhr es. Er wäre gern an einem hellen Werktag fortgegangen, um seine alte Schwester, die krank war, zu besuchen. Jonas schlug es ihm rund ab. „Ich kann auch nicht hummeln gehen, wenn ich möchte,“ bemerkte er hämisch.

Kaspar hatte im ersten Zorn den Gedanken, dem Truttmann den Dienst aufzukündigen, wie es jüngst im Streite mit ihm einer der Tagelöhner getan. Aber als er der Franziska gegenüber diese Absicht äußerte, sagte sie: „Du bist alt geworden im Haus. In den Jahren ist es schwer, sich anderswo einzuheimaten,“ und fuhr fort, fast mehr zu sich selber als zu dem Mitknechte zu reden. „Wenn einer dornig ist, stechen ihn selber die Dornen vielleicht viel schlimmer. Was können wir wissen? Hab Geduld. Es kommt alles, wie es kommt.“

Kaspar entfernte sich brummend. —

Inocenta wurde arm. Sie mußte sich daran gewöhnen, daß Jonas ihr den Gutenacht-, den Gutenmorgengruß versagte, daß er tat, als ob sie überhaupt nicht mehr im Hause sei. Er kam auch nicht mehr zu den Mahlzeiten. Nur die Franziska mußte, daß er einen Teller, den sie ihm warm halten mußte, in einer Ecke der Küche aß, während die anderen längst wieder aus Weges waren.

Über die Zustände auf dem Seegut entstand ein großes Gerede, aber da sich an diesen nichts mehr änderte, so gewöhnten sich auch die Lästerey daran und wandten sich neueren Merkwürdigkeiten zu.

Am schlimmsten in der Bange saß Geni. Jonas trieb den Kampf so weit, daß er ihn auf Hausfriedensbruch verklagte. Rücksichtslos zerrte er sein eigenes Familienleben vor die Öffentlichkeit und erklärte vor Gericht, daß der Bruder die Hand nach seiner Frau ausstrecke.

„Ich will sie erlösen von ihm, von dem Teufel,“ schrie Geni in der Verhandlung die Richter an.

Und Inocenta stand da, zitternd, im Schoß das keimende Leben, zerrissen von Gewalten, einem leisen Schuldbewußtsein, einem brennenden Mitleid für den aus dem Gleis geworfenen Menschen, den Jonas, der sie peinigte, und einem Gelüsten nach der Erlösung, die Geni täglich bot.

„Komm mit mir!“ raunte Geni ihr immer wieder zu, wo er sie allein traf.

Einmal riß er sie an sich und küßte sie.

Sie legte wie betäubt die Arme um seinen Hals. Jetzt hätte sie mit ihm fortlaufen mögen. Aber es hielt sie etwas fest. Sie mußte nicht, was es war, ein seltsames Rechtlichkeitsgefühl, eine heimliche Scheu vor der Franziska, deren Scharfaugen einen immer zu fragen schienen: Weißt auch, vergiffest auch nicht, was deine Pflicht ist, und daß du allein Schuld bist an des Jonas Wesen?

Das Gericht entschied zu des Jonas Gunsten. Die Brüder sollten sich trennen, der eine, Jonas, auf dem ihm allein gehörenden Seegut wohnen bleiben, der andere, Geni, auf die Stafel ziehen.

Serafina, die Schwester, die von den Vorfällen gehört hatte, wollte um diese Zeit herein sehen, aber Geni war nicht daheim, und Jonas ließ ihr durch die Franziska sagen, seine Geschwister hätten sich früher so wenig um ihn gekümmert, daß er weder Lust noch Zeit habe, sich jetzt mit ihnen abzugeben.

Grollend zog Serafina wieder ab.

Geni verließ das Haus. Er legte einen Brief auf den Tisch für Jonas, ehe er ging. „Ich gehe,“ stand darin. „Aber ich bitte dich noch einmal in aller Geradheit und Ehrlichkeit: Gib die Centi los! Laß sie zu mir heraus. Ich will ihr ein gutes Leben bereiten und dir nichts nachtragen.“

Jonas zerriß den Brief in kleine Fetzen. Dann sah er zu, wie Geni seine Sachen zügelte; die Knechte halfen ihm dabei. Zwei Stunden lang war ein eifriges Hin und Her zwischen Stafel und Seegut.

Während dieser Zeit saß Inocenta in der Schlafkammer und — Jonas hatte den Schlüssel umgedreht. „Besser ist besser,“ hatte er gesagt. „Wenn der Wolf fort ist, will ich das Lamm wieder freigeben.“

Inocenta lehnte sich nicht auf. Sie nähte in ihrem Gefängnis an einem Kinderkleidchen und dachte, wie lange es wohl noch dauern würde, bis wieder Frieden würde.

Etwas, was einem Frieden ähnlich sah, kam, nachdem Geni fort war.

Jonas saß bei den Mahlzeiten wieder am Tisch. Es schien, als ob sein haßvoller Grimm leiser geworden sei. Nur freundlich, zutraulich wurde er nicht.

Und eines Tages fand Inocenta ihre Habseligkeiten in Genis Kammer hinübergeräumt. Sie war bei ihrem Vater gewesen, und in der kurzen Zeit ihrer Abwesenheit war das geschehen. Die Franziska hatte es besorgt. Und die Franziska wartete auf sie, als sie heimkam, und zog sie gleich in ihre neue Behausung, in die noch eine bleiche Vorwinter Sonne fiel. Inocenta erkannte einige Sachen, die ihr gehörten, ein kleines Bierschränken, das sie von Hause mitgebracht hatte, den Spiegel, den Jonas ihr mit den Worten gekauft hatte: „Alle Morgen sollst du sehen, welche Freude Gott an dir gehabt hat.“

Da sprach die Franziska: „Du sollst inskünftig hier schlafen.“

„Wieso? Was soll das heißen?“ fragte Inocenta. Ihr schmal gewordenes bleiches Gesicht färbte sich mit tiefem und jähem Rot.

„Jonas hat mich geheißt, deine Sachen herüberzuräumen,“ fuhr die andere fort. „Er — es ist wohl auch besser, wenn ihr nicht so nahe beieinander seid, eine Zeitlang.“

„In diese Kammer?“ stieß Inocenta heraus, „er tut es mir zum Schimpf. Was sollen die Leute denken!“

„Ergib dich darein! Die Leute werden nicht mehr denken, als sie schon wissen.“

Inocenta warf sich auf einen Stuhl und preßte die Hände in ihre beiden Augen. Sie wurden naß von ihren Tränen. „Ich gehe heim zum Vater,“ schluchzte sie.

Franziska stand am Fenster vorn. Mit ihrer großen, plumpen Gestalt verdeckte sie beinahe noch das Restchen Licht, das herein wollte. „Du tust mir leid,“ sagte sie leise und mit einem so schweren Ernst, daß es Inocenta durch alle ihre Verzweiflung spürte, „aber — Jonas erbarmt mich noch mehr.“

Inocenta antwortete nicht, sondern weinte still weiter.

„Es würde dir nichts nützen, fortzulaufen,“ fuhr die Franziska fort. „Er würde dich suchen und dich holen, wo du auch wärest. Das Recht ist auf seiner Seite. Du mußt Geduld mit ihm haben.“ Der Ton der Stimme hatte etwas von der Gleichförmigkeit eines Uhrenschlages, und wie der Klang einer schönen Uhr in einem fei-

nen Unterton nachschwingt, so war in Franziskas Stimme eine trostvolle Ruhe.

„Hat er dir das alles gesagt?“ fragte Inocenta heftig.

„Nichts hat er mir gesagt, als „die Frau wird inskünftig in der Genikammer schlafen.“ Aber ich weiß, wie es mit ihm ist.“

Plötzlich drehte sie sich im Fenster. „Hier ist auch viel mehr Sonne als hinten bei euch. Und hier sieht man nach dem Stadel hinauf. Und hier — wirst du das Kind haben.“

Sie trat an das Bett, strich die Decke glatt. Sie trat zum Tisch und rückte Geschirr zurecht, das sie noch nicht auseinandergestellt hatte.

Inocenta dachte, daß sie wie eine Mutter sei. Sie klagte noch: „O mein Gott, was wird alles noch kommen!“ Aber sie ergab sich schon ins Unvermeidliche. —

Jonas Truttmann litt. Da hatte die Franziska wohl recht. Er verkroch sich vor dem bitteren Leben in sich selbst. Wenn er in Geschäften unter die Leute mußte, war es ihm eine Qual. Wenn es ihn draußen wieder heim drängte, aus den Menschen fort, so war seine Folter daheim nicht kleiner. Von allen, die da um ihn waren, galt ihm keiner etwas. Von allen dachte er übel, auch die Franziska nicht ausgenommen. Sie bleiben bei dir, weil du ihnen Verdienst gibst, weil du mehr zahlst als andere oder weil sie zu bequem sind, sich nach etwas anderem umzusehen. Und er quälte alle. Aber sich selber am schlimmsten. Denn er mußte, indem er boshaft war, in sich selber etwas überwinden, was ihn abhalten wollte, eine Weichheit, ein letztes Restlein Menschenglauben.

Nie ging er in seinen Gemüthsgeheimnissen so weit, daß seine Knechte und Hilfsarbeiter ihm davon gelaufen wären. Denn ein Wille war in ihm nicht zerbrochen, derjenige, vorwärts zu kommen. Der Drang nach Vergrößerung und Verbesserung seines Besitzes und Gutes wurde viel mehr immer stärker. Tagelöhner wurden zu fest angestellten Knechten, Mägde wurden Franziska zu Hilfe gegeben. Jetzt kaufte er hier einen Acker, dort eine Wiese, stellte heute ein Pferd in den Stall und brachte morgen zwei neue Kühe vom Markt. Er hatte mit den Ernten Glück wie mit der Zucht. Je mehr ihm die Menschen versagten, um so mehr bescherte ihm das Geschick. Wenn er sich nur hätte freuen können! — Inocenta! Ja, Inocenta! Er wich ihr jetzt aus. Denn ihr Anblick folterte ihn mehr als alles. Es war immer, wenn er ihre Nähe

fühlte, als stehe er hinter einem Gitter und schaue auf ein sonniges Land, in dem er nie gehen durfte. Er haßte Inocenta nicht. Er durfte nur nicht an sie denken; denn sein Herz zuckte dann wie eine bloßgelegte Wunde, und das Blut schoß ihm zu Häupten und verwirrte ihm den Sinn, daß er nicht mehr wußte, was er tat. Ein Haß jedoch wurde mit jedem Tag bitterer, und es kam System in seinen Willen, diesem Haß zu frönen. Geni spürte ihn.

Geni saß oben auf seinem Stafelgut und war ein wenig verloren. Er war zu lange nur Arbeiter, nur Hand gewesen, wo des Bruders Kopf geleitet hatte. Nun nahm er die eigene Wirtschaft, obgleich er fleißig und ein so tüchtiger Bauer war, etwas unbeholfen in die Hand. Es brach ja auch bald der Winter ein. Er saß da in seinem einsamen Berggut, konnte wohl holzen, auch ins Wildheu fahren oder den Mist auf eine Bergwiese schleppen, aber seine Tage füllte er damit nicht völlig aus. Auch machte ihn die Arbeit nicht froh. Er kam sich wie ein Gefangener vor. Er lief häufig ins Wirtshaus, meldete sich auch zu einem Offizierskurs, der ausgeschrieen war. Am liebsten strich er hinab und ums Seegut, versuchend, ob er nicht etwas von Inocenta entdecken könne; denn Inocenta lag ihm Tag und Nacht im Sinn. Eine Antwort auf seinen Brief mit der Bitte um ihre Freigabe erwartete er längst nicht mehr.

Es fand eine Holzsteigerung statt. Geni gedachte das Los zu erwerben und damit ein kleines Geschäft zu machen. Jonas überbot ihn; er bekam das Holz nicht.

Jonas kaufte zwei Bergmatten, die eine westlich, die andere östlich des Stafelgutes. Die Nachricht klemmte Geni den Atem ein. Wollte der andere ihn ersticken?

Immer wieder erhielt Geni Zahlungsbefehle für die Schulden, die er noch beim Bruder hatte. Es war, als wollte ihn dieser nicht mehr schlafen lassen. Geni sah in diesen Tagen seinen Revolver nach. Er tat es mit dem ganz bestimmten Gedanken — wenn der Teufel, der Jonas, es zu weit treibt, knalle ich ihn zusammen.

Dann wurde er zu dem Kurse, zu dem er sich gemeldet hatte, einberufen. Er schloß sein verschneites Besitztum ab, gab seine zwei Kühe einem Nachbar in Obhut und lief in den Dienst, Haus und Hof mit einer Gleichgültigkeit zurücklassend, als ob er nie mehr wiederkommen werde.

Er versuchte noch von Inocenta Abschied zu nehmen. Aber sie wich ihm offenbar aus. Er bekam sie nicht zu Gesicht. Das fiel ihm schwer aufs Herz. Er nahm ein wildes Verlangen nach ihr mit sich fort.

Im Wein, den es in der Offizierskantine reichlich gab, suchte er es zu ersäufen.

(Fortsetzung folgt.)

Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück.

Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück,
Mußt du ein andres wieder fallen lassen;
Schmerz wie Gewinn erhältst du Stück um Stück,
Und Tiefersehnstes wirfst du bitter lassen.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sie greift nur zu, um achlos zu zerstören;
Mit Trümmern überstreuet sie das Land,
Und was sie hält, wird ihr doch nie gehören.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sein Herz ein Kinderherz im heft'gen Trachten.
Greif zu und halt! ... da liegt der bunte Tand;
Und klagen müssen nun, die eben lachten.

Legt in die Hand das Schicksal dir den Kranz,
So mußt die schönste Pracht du selbst zerpfücken;
Zerstören wirfst du selbst des Lebens Glanz
Und weinen über den zerstreuten Stücken.

Wilhelm Raabe.

Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

Von Ernst Eschmann.

Zwei Tage Marseille.

Es ist immer eine Freude, zum ersten Mal eine Stadt zu betreten. Man fährt einem großen Geheimnis entgegen, und mächtig offenbart es sich und bricht unaufhörlich mit neuen Überraschungen hervor. Die Spannung hat manche Probe zu bestehen; denn, wenn der Zug in Avignon, in Tarascon und Arles unver-

sehens stehen bleibt, leben geschichtliche Erinnerungen auf, und ungeduldige Blicke fliegen aus dem Fenster. Die lapidaren Bauten der Römer möchte man sehen, und man möchte einen Gang tun um den Palast der Päpste, von denen die Weltgeschichte bewegte Ereignisse berichtet. Aber nur einen Zipfel der denkwürdigen Bauten haben die Augen erhascht. Schon rollen die